

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 248.

Samstag, 19. September.

1931.

Die rosa Muschel / Roman von Brünhilde Hofmann.

(17. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Kerkhoove neigt schweigend den Kopf. Dann ist sie draußen. Langsam wendet er das Gesicht und sieht die Tür an. Minutenlang. Sorgfältig legt er darauf das Löschblatt zwischen die Folioseiten und klappt das Buch zu.

Der Zimmerkellner führt „Fräulein Molitor“ in den Salon seiner Durchlaucht. Die Besuche der Sekretärin im Hotel haben während der Abwesenheit des Prinzen eine Unterbrechung erfahren. Aber jetzt ist er zurückgekommen, vor einer Stunde ungefähr, hat ein Bad genommen, und ist wieder fortgegangen. Aber das Fräulein wird erwartet — jawohl, bitte!

Ines steht allein im Zimmer und zieht die Handschuhe ab. Ihre Hände zittern ein wenig. Sie ist in diesen Räumen noch nie allein gewesen — allein mit vertrauten Erinnerungen, die in der Leere des Zimmers etwas Drohendes annehmen. Es ist das Kabel Astan Molitors in ihrer Tasche, das diesem Aufleben einer vierzehntägigen Vergangenheit seinen Stempel aufdrückt. Sie hat die Kappe vom Kopf genommen und ordnet das Haar vor der Spiegelscheibe des Bücherschranks. Sie vermeidet es, ins Schlafzimmer zu treten, dessen Tür halb offensteht. Auf der Gepäckbank steht eine offene Reisetasche; man kann sie vom Schreibtisch aus sehen.

Ines steht vor dem Schreibtisch, den Kopf in die Hände gestützt. Gedankenlos klappt sie die Schreibmappe auf. Die gehört zum Inventar, ist groß und aus gepunztem Leder, wird in der Mitte durch den Firmenaufdruck des Hotels entstellt und enthält ein ganz neues schneeweißes Löschblatt. Schräg darüber läuft ein frischer, noch hellblauer Lintenabdruck. Nur wenige Zeilen — in Bitrys großen, bizarren Schriftzügen.

Ines zögert einen Augenblick. Aus ihrem Handtäschchen nimmt sie einen kleinen, viereckigen Spiegel und hält ihn schräg gegen das Löschblatt.

„Adelaide, Australien, Standard. Bestätige Kabel 5. Konsul geneigt, aber zurückhaltend. Kate, Molitor sofort abschließen; aber möglichst unter letztem Gebot bleiben. Provision einverstanden.“ — Bitry.

Ines liest den englischen Text zweimal; zuerst mit halbem Verständnis langsam Wort für Wort; dann, von Argwohn alarmiert, fliegenden Atems. Mit blicklosen Augen starrt sie auf das weiße Papier. Berrat —! „Sofort abschließen — unter letztem Gebot bleiben — Provision.“ — „Das alles für ein wertloses Terrain?“

Aus dem Handtäschchen zerrt sie das andere Kabel. „Billige in Verkauf. Abschluß heute. Schicke Geld per Kabelanweisung. Bank von Antwerpen auf Deinen Namen. Erwarte Dich baldmöglichst.“ — Astan.

Ines schiebt die gespreizten Finger in das gebauchte Haar, klammert sie dort fest. Sekundenlang sitzt sie reglos, mit erlöschendem Atem. Aus dem Chaos der Erschütterung reißt ihr Selbsterhaltungstrieb sich auf. War sie die Frau, sich blöde übertölpeln, wehrlos zu Boden treten zu lassen? Keineswegs!

Die Knie zittern ihr noch, als sie aufsteht und ins Nebenzimmer geht. Jetzt geht sie hinein; denn die Woge der Erbitterung hat jede Hemmung fortgeschwemmt. Ihre Augen haben ein kaltes Glitzern, während sie mit energischer Rücksichtslosigkeit die halb offene Reisetasche durchstöbert. Jawohl — da sind die Kabel, wenigstens

die drei letzten. Ines liest sie der Reihe nach, legt sie an ihren Platz zurück und geht auf die Verbindungstür zum Herrenzimmer zu.

Als sie den Fuß auf die Schwelle setzt, wird die Außentür geöffnet. Bitry steht ihr gegenüber, stutzt einen Augenblick. Mißtrauen blitzt kurz und scharf aus seinen Augen, die eigentümlich gläsern das einfallende Licht zurückwerfen. Dann lächelt er verschwommen, aber befriedigt und kommt mit zielenden Schritten auf sie zu. „Ah — famos — da bist du ja!“

Ines' rotlockiger Kopf zuckt zurück, kaum merklich. Er faßt es nicht als Abwehr auf, küßt ihren Mund und die geschlossenen Lippen, ohne das nervöse Zittern gespannter Beherrschung zu spüren. Dann macht sie sich frei, tritt zurück und sieht ihn an.

Schweigen . . . „Nun —?“

„Ich habe ein Kabel von Molitor. Er hat verkauft.“ „Tatsächlich? Also — ich gratuliere! Wirklich!“ Sein Blick flattert abseits.

„Ja? Danke . . . Er hat doch an die Standard verkauft, nicht?“

„Wenn er mit dem Alten einig geworden ist, ja.“

„Wieviel Provision bekommen Sie nun, Durchlaucht?“ Ines hat sich in einem der drei symmetrisch gruppierten Klubessel niedergelassen, wippt mit der Fußspitze und läßt aus schmalem Lidspalt einen undefinierbaren Blick zu Bitry hinüberschillern.

Er lehnt am Schreibtisch und scheint sichtlich bemüht, die Situation richtig zu deuten. Vorläufig sagt er: „Wie —: Provision? Von dir etwa? Na ja . . .“ Er entschließt sich, mutig aufs Gratewohl zu lachen. „Ha! Rette Idee! Tatsächlich! Zugegeben —: Er hats mir zu verdanken. — Gern geschehen — wirklich!“

„Von Madenzie doch wohl? Oder nicht?“

Bitry hängt seine Blicke stier an die Fußspitze, die zu wippen aufhört. Dann stößt er sich vom Schreibtisch ab. „Donnerwetter — beinahe hätte ich es vergessen! Ich habe dir doch was mitgebracht! Aus dem Haag . . . Moment mal!“ Er geht, an ihr vorbei, ins Schlafzimmer, kommt wieder, ein kleines Schächtelchen in der Hand. „Da — sieh mal! Paßt er? Hübsch — wie?“

Es ist ein Ring mit einer Perle und zwei Brillanten. Sehr schön. Geschmack hat er — das muß man ihm lassen! Ines nimmt den Ring und streift ihn auf den Finger — streckt die Hand, spitz zusammengeklappt, schräg vor sich hin. Es blendet beinahe. Ohne ein Wort betrachtet sie den Ring. Dann sieht sie zu Bitry auf, der vor ihr steht, und wieder auf ihre Hand. „Ein hübscher Verlobungsring!“

Bitry hebt das Kinn und schiebt den Zeigefinger hinter den Kragennopf. „Hast du eigentlich keinen?“

„Astan hat mir einen geschenkt. Aber ich hab' ihn verloren. Schon vor längerem.“

Der Prinz geht durch das Zimmer bis zum Fenster, schiebt die Hände in die Taschen und sieht auf die Straße.

„Aber das macht nichts. Das ist nun schon vorbei.“

Bitry dreht sich um. „Wieso: vorbei? Ich denke

— „Du denkst, daß ich Molitor heiraten könnte — jetzt?“

Bitry antwortet nicht. Mit fahrigem Bewegungen

sucht er in seinen Taschen, nimmt eine Zigarette aus dem Etui, findet keine Streichhölzer und geht zum Schreibtisch.

Als die Stille anhält, wendet Ines den Kopf. Er sitzt am Schreibtisch mit dem Rücken zu ihr. Vor ihm liegt die aufgeklappte Schreibmappe und auf dem Pöschblatt der Spiegel. . . Beide sitzen reglos, den Kopf vorgeneigt; die Uhr tickt hell die Sekunden. Minuten des Abwartens. . .

Ines fährt zusammen, als Bitry plötzlich laut sagt: „Ich verstehe jetzt deine Anspielung von vorn. Du wirst deine Nachforschungen nicht auf diese Mappe beschränkt haben. Ich habe meine Tasche nebenan offen stehen lassen. Ich vergaß, daß man bei Frauen deiner Art vor Indiskretionen niemals sicher ist. Ich könnte dir eine Erklärung geben — aber unter diesen Umständen lehne ich es ab.“

Ines treffen diese Worte wie ein wohlgezielter Pett-schenhieb. Und wirken auch so. Ein wilder Stolz bäumt sich in ihr auf. Sie schnellst aus ihrem Sessel und steht mit zwei Schritten vor ihm. „Wie so?“ Ihr Atem geht stoßweise. Vorgebeugt steht sie da, zitternd vor Aufregung, die flammenden Augen in maßlosem Haß auf sein Gesicht gerichtet. „Frauen meiner Art —? Ja — was denn? Sag es doch! Männer deiner Art — du: was die sind, werde ich dir sagen —“

Faszinierend ist sie in ihrer Leidenschaft — Bitry starrt sie benommen an — und gefährlich. „Ines!“ Er faßt beschwichtigend nach ihrem Handgelenk. „Bitte, mäßige dich! Man hört dich draußen!“

Bei der heftigen Bewegung, sich loszureißen, blüht der Ring an ihrem Finger. Man soll mich ruhig hören! Verstehst du? Ruhig! Was frag' ich danach? Nicht nur hier — nein; überall — sogar in Australien! Da erst recht!“

Bitry schüttelt mit nachsichtigem Lächeln den Kopf. „Was willst du eigentlich? Sprich doch vernünftig! Du wolltest, daß Molitor verkaufen sollte. Schön: Er hat verkauft — ich habe es ihm vermittelt, und mein Chef zahlt mir eine Provision, wie bei jedem Abschluß. Ich begreife deine Aufregung nicht. Tatsächlich.“

„Ihr habt ihn betrogen! Meinst du, ich wüßte das noch immer nicht? Und mich hast du zuerst betrogen! Und jetzt soll ich hinschauen und ihn heiraten — oder was sonst? Bitte, antworte doch! Alles Betrug und Schwindel! Denkst du, ich ließe mir das stillschweigend gefallen?“

Bitrys Gesicht hat die Farbe verloren. Nervös dreht er den Schlangenring um den langen, schmalen Finger. „Ich halte diese Ausdrücke deiner Aufregung für gute“, sagt er gepreßt. „Ich werde mich verantworten — aber nicht jetzt und nicht in dieser Form. Wir sind einander nähergetreten. Ist es meine Schuld allein? Ich denke nicht daran, dich zu einer Heirat mit Molitor zu veranlassen.“

Ines steht mit hängenden Armen da und starrt vor sich hin. Ihre große Erregung hat sich erschöpft. Ihre Stimme klingt müde, als sie voll Bitterkeit sagt: „Ich habe mein Leben verspielt. . . Was geht es dich an?“

„Herrgott — was willst du eigentlich von mir?“

Dieser Ton gibt Ines die Spannkraft zurück. Stolz den Kopf reckend, sagt sie ruhig und bestimmt: „Ich will, daß du mich heiratest. Oder Molitor erfährt alles. Du hast die Wahl!“

Bitry steht auf, geht dann durch das Zimmer und kommt zurück. Ines ist jeder seiner Bewegungen mit den Blicken gefolgt, kühl und wachsam. Der Prinz bleibt vor ihr stehen. „Gut: Du wirst das Weitere von mir hören!“ Eine kurze, förmliche Verneigung. Er geht zum Schlafzimmer und schließt die Tür hinter sich.

Wenige Minuten später verläßt Ines Discail das Hotel.

Madenzie sitzt am Schreibtisch seines Privatbüros, im Oberhemd bei heruntergelassenen Rolläden, genau wie vor knapp drei Monaten, als er den Prinzen Bitry nach Europa schickte. Er laut mit den kurzen Schneidezähnen an seiner Importe, während er in den Gang hin-

aushorcht. Es ist nicht Bitrys lautloser Krepplenschritt, der eben den Weg vom Lift zurücklegt, sondern ein harter Abhagänger. Madenzie wirft noch einen Blick auf das Telegramm vor ihm, das von Bitry heute in Antwerpen aufgegeben wurde. Er zieht die rechte Seitenschublade heraus und stößt das Papier über den übrigen Wust von Eingängen, die in das Geheimressort Bitrys fallen und seit seiner Abwesenheit nicht mehr abgelegt wurden.

Nach kurzem Klopfen wird die Tür geöffnet, und Assan Molitor tritt ein. Madenzie wirft den zerkaute Stummel in die Aschenschale und erhebt sich. Knappe Begrüßung aus einiger Distanz, deren betonte Förmlichkeit von dem Besucher ausgeht.

„Bitte, nehmen Sie Platz, Herr Molitor! Sie kommen auf unser Angebot zurück? Aus persönlichen Gründen? Well — geht mich nichts an. . . Die Gesellschaft ist bereit, dem Ankauf des Claim näherzutreten. Ich weiß aber nicht, ob ich das alte Angebot aufrechterhalten kann.“

„Es tut mir leid, Herr Direktor, daß Sie sich diese Gewißheit nicht bis heute nachmittag verschaffen konnten. Eine weitere Unterhandlung scheint mir unter diesen Umständen gegenstandslos.“

Madenzie legt die Ellbogen auf die Sessellehne, schiebt die Finger ineinander und betrachtet sie mit herabgezogenen Brauen. „Was fordern Sie?“

„Ich nehme Ihr Angebot von dreitausend Pfund an. Etwas anderes kommt nicht in Frage. Sie kennen den Wert des Terrains so gut wie ich. Sie können es haben. Bedingung ist sofortiger Abschluß bei einem Drittel Anzahlung. Bei Übergabe können Sie sich überzeugen, daß das Terrain in unverändertem Zustand ist.“

Madenzies Kopf sinkt noch tiefer zwischen die hochgestemmen Schultern, so daß die vollen Backen sich auf den Kragenrand stauen. Sein Gesicht rötet sich apoplektisch bei dieser gedrungenen Stellung, die sich nach einer kurzen Pause ganz plötzlich löst. „Allright!“

Er drückt auf einen Klingelknopf unter der Schreibtischplatte, worauf unmittelbar und lautlos die Ersatz-Sekretärin hereintritt, ein Wesen, das in mindestens zwanzig Berufsjahren die Fiktion der Unpersönlichkeit bis zur Überzeugungstreue durchgeführt hat. Madenzie steht ohne weitere Erklärung auf, schiebt die Hände in die Hosentaschen und beginnt mit kurzen Schritten zu wandern. „Vertrag —“

Pausenlos, lückenlos, unanfechtbar formulieren seine Lippen das Abkommen. Ehrlich und rechtlich. Im Grunde genommen eine ziemlich harmlose Sache. Während der schriftlichen Ausfertigung stellt Madenzie einen Sched aus. Nach kurzer Zeit liegt der Vertrag in zwei Ausfertigungen sauber geschrieben da, und Molitor setzt seinen Namen darunter. Madenzie auch. Das wäre alles. Es hat kaum eine Viertelstunde gedauert. Was sind dagegen drei Jahre? —

Tage vergehen, in denen Molitor Juliane ter Steegen, mit der er immer noch in demselben Hotel wohnt, nur selten sieht. Unternehmungen, die etwas Rastloses an sich haben, füllen die Stunden aus. Beschäftigungstherapie der Seele, bestimmt und geeignet, letzte Fristen zu überwinden.

Molitor tut, was ihm am wenigsten liegt: Er macht Besorgungen, Einkäufe, Bestellungen. Er tut es mit großem Ernst und einer stillen Feierlichkeit.

Juliane tut, was ihr sehr liegt: Sie macht Ausflüge mit Madenzies Wagen, weit ins Land hinein und an die See. Mit oder ohne Warry. Wenn Warry mitkommt, geschieht es nur noch zu ihrer persönlichen Sicherheit. Sonst hat er sich mit ihrer Oberhoheit über „seinen“ Wagen abgefunden.

Zuweilen trifft es sich aber doch, daß Molitor rauchend auf der Hotelterrasse sitzt, an blauen Abenden, wenn der Himmel hoch und von zitternden Sternen überfät ist und Juliane von einer ihrer Fahrten heimkehrt. Molitor kommt dann Clevers Aufforderung nach, ihn auf den Schoß zu nehmen, wo er alsbald in hemmungslosen Hundeschlaf verfällt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Spionin.

Stizze von Ebba Kahlenberg.

„Es ist also, glaube ich, alles klar, lieber Hallersleben: Sie fahren morgen früh ins Atlantik und holen die Gräfin ab. Natürlich müssen Sie mich entschuldigen. Ich kann die Sitzung bei der Kreditbank wirklich nicht ablagen. Hier draußen erwarte ich Sie dann, und Sie werden uns durch das Werk führen. Die Gräfin interessiert sich besonders für die neuen Werkzeugmaschinen.“

„Ich halte es nicht für zweckmäßig, Herr Generaldirektor, Fremden einen Einblick in unsere Fabrikationsmethoden zu gestatten. Wir sind doch selbst dahin übereingekommen, daß wir die neuen Maschinen nicht einmal patentieren lassen, damit durch die mit der Patentierung verbundene Publikation keine Nachahmungen ermöglicht werden, und nun...“

Generaldirektor Burmester fiel seinem Chefingenieur ins Wort: „Glauben Sie vielleicht, daß meine Bekannten Industriespione sind?“ Er schien wütend zu sein. Dann aber lachte er schallend und schlug sich mit der flachen Hand auf die Schenkel. „Ausgezeichneter Wit, lieber Doktor. Wirklich ausgezeichnet! Die Gräfin Walewska, eine der reichsten Grundbesitzerinnen Polens, wird sich dazu herablassen, ausgerechnet unsere Fabrikationsmethoden abzugucken. Wozu denn? Machen Sie noch mehr solche Scherze, Hallersleben! Ree, mein Lieber, da können Sie ganz beruhigt sein. Die Gräfin“, er senkte seine Stimme, als verrate er ein ganz großes Geheimnis, „die Gräfin interessiert sich weniger für das Werk als für mich.“

Punkt zehn Uhr trat Doktor Hallersleben am nächsten Morgen in das Foyer des Atlantik. Natürlich war die Gräfin noch nicht mit ihrer Toilette fertig. Der Doktor steckte sich eine Zigarette an und wartete. Länger als eine halbe Stunde dauerte es, ehe sie auf der Bildfläche erschien.

Schön, strahlend, mit der Sicherheit einer Frau, die weiß, daß sie nur gesehen zu werden braucht, um zu siegen, streckte sie Hallersleben die Hand hin. „Sie müssen schon verzeihen, Herr Doktor...“

Der Ingenieur beugte sich über die schmalgliedrige Rechte. Er murmelte ein paar Redensarten. Donnerwetter, war die Frau schön! Die konnte es sich wirklich leisten, einen Mann nicht nur eine halbe Stunde, nein einen Tag, eine Woche, einen Monat warten zu lassen.

Im stillen beneidete der junge Ingenieur seinen Generaldirektor. Neben ihm im Fond sah die Polin und machte Konversation. Sie sprach deutsch. Nicht richtig, durchsetzt von französischen Brocken, aber es klang so reizend, daß Hallersleben wünschte, die Fahrt zum Werk hinaus möge Stunden dauern.

Doch der große Wagen fuhr rasch, und auf der Treppe des Direktionsgebäudes stand groß und massig der Generaldirektor. Neben ihm mußte der Konstrukteur wieder in die Bedeutungslosigkeit des Angestellten zurücksinken.

Er hatte zu führen, zu erklären und zu erläutern. Es war gewiß nicht leicht, die schwierigen technischen Vorgänge des Produktionsprozesses einem Laien klar zu machen. Hallersleben verstand es.

Aber ein unbehagliches Gefühl hatte er doch. Warum? Er mußte die Gräfin. Eine Frau von Welt, sicher sehr weit gereist, schön, reich, unabhängig. Sie mußte jeden Mann betören.

Sie traten in die Halle, in der die neuen Maschinen surrten. Menschenleer war der weite Raum. Im Mittelpunkt stand eine kleine Kabine mit Glaswänden, in der ein Beobachter vor den verwirrend vielen Kontrollröhren, Drehzahlmessern und Manometern saß — als einziges Lebewesen in dieser fülle vollautomatisch arbeitender, sich rasend bewegender Maschinen.

Hallersleben erklärte. In ihm steigerte sich das Gefühl eines gewissen Mißbehagens. Er beschloß aufzupassen. Aber nichts Verdächtiges ereignete sich.

Die Gräfin schien ermüdet von der Fülle des Gesehenen. Der Rundgang mochte sie angestrengt haben. Sie gähnte verstohlen, hob das kleine, viereckige Handtäschchen, ordnete sich ihr dunkel glänzendes Haar und tat ein paar Striche mit der Puderquaste über das Gesicht.

Das waren Bewegungen einer Frau, die sich langweilt. Und doch...

Hallersleben sprach weisungsgemäß weiter, obwohl es ihm gegen den Strich ging, hier von den Geheimnissen des Werkes zu plaudern. Auch war er nicht mehr recht bei der Sache. Wieder gähnte die Gräfin verstohlen hinter dem Täschchen. Auch der Generaldirektor hatte es jetzt bemerkt.

„Machen wir Schluss, teuerste Gräfin! Es ist heiß im Werk, und der Motorenlärm macht den Aufenthalt hier auch nicht angenehm. Stärken wir uns lieber ein wenig!“ Die Gräfin widersprach nicht.

Im Salon der Direktion war ein kleines, ansehnliches Frühstück gerichtet. Auch Hallersleben mußte bleiben. Er tat es ungern. Nach einer kleinen Weile entschuldigte er sich. Er müsse mal in sein Büro sehen.

„Aber nicht lange bleiben!“ rief ihm die Gräfin nach, sehr zum Mißvergnügen des Generaldirektors.

Der Ingenieur blieb nicht lange fort. Zwanzig Minuten vielleicht. Als er zurückkam, überreichte er der Gräfin mit einer Verbeugung ihr Handtäschchen. „Sie hatten es draußen vergessen, meine Gnädigste.“

Gräfin Walewska erbleichte. Der Ingenieur schien die Veränderung nicht zu bemerken. Unbefangen plauderte er weiter. Die Polin nestelte nervös an dem Täschchen herum. Ihre Finger zitterten.

„Ihnen etwas abhanden gekommen?“

Sie schüttelte den Kopf.

Als hätte er etwas vergessen, griff Doktor Hallersleben in seine Rocktasche. „Ach so, Herr Generaldirektor...“ er überreichte seinem Chef ein paar entwickelte Films, „hier sind die Aufnahmen von den neuen Maschinen. Erst entwickelt — ich werde sie nachher gleich kopieren lassen.“

Der Ingenieur wandte sich an die Gräfin, die der Szene mit wachsendem Unbehagen gefolgt war. „Sie sind doch damit einverstanden, daß ich die Aufnahmen, die Sie mit der in Ihrer Handtasche verborgenen Geheimkamera machten, gleich entwickeln ließ? Sie sind wirklich gut gelungen — mein Kompliment, Frau Gräfin. Aber es widerspricht leider unseren Gepflogenheiten, daß so ausgezeichnete Photos unser Werk verlassen. Wir werden uns freuen, wenn Sie an Stelle dieser vorzüglich gelungenen Aufnahmen ein paar andere Bilder als Ersatz von uns annehmen wollen.“

Der Chefkonstrukteur verbeugte sich sehr korrekt und verließ das Zimmer. Auch die Gräfin hatte es plötzlich sehr eilig, und als die Tür hinter ihr ins Schloß gefallen war, als der Wagen draußen anzog, da ging auch dem Herrn Generaldirektor, der immer noch die Filmstreifen verständnislos in der Hand hielt, ein Lichtlein auf, und er bekam einen mordsmäßig roten Kopf.

Katentreue.

Von Heinrich Leis.

Wir hatten uns nach der Teestunde Zigarren angezündet und saßen noch in dem Arbeitszimmer unseres Vorgesetzten behaglich plaudernd beieinander. Die Kage des Hauses, ein verwöhntes, schöngezeichnetes Tier, das die Anmut einer reizenden Frau mit einer Spur von gefährlich schleichernder, lauernder Geheimnislichkeit seines großen Artverwandten, des Dschungeltigers, selbstam vereinte, war zu uns hereingekommen und strich schnurrend um unsere Füße. Etwas auf dem Boden, ein zerknüllter Briefumschlag, der neben dem Papiertorb geraten war, spannte ihre Aufmerksamkeit. Sie duckte sich sprungbereit, schnellte vor, schlug die Krallen in das knisternde Papier und vergnügte sich possierlich mit Fortstoßen und Wiederfangen ihrer harmlosen Beute.

Schweigend beobachteten wir eine Weile das Spiel, und als einer aus dem Kreis dann von der fröhlichen Lebendigkeit der Kage zu reden anfang, war das neue Thema gleich im Fär und Wider eifrig aufgenommen. Man erzählte Proben von der Klugheit dieser Hausgefährten, die nicht weniger als ein Hund ihren Herrn verstehen lernten, irgend jemand wußte die schlaue Selbsthilfe einer Kage zu schildern, die zur Türlinkke hochsprang, wenn sie in einen ihr versperrten Raum eindringen wollte. Man besprach die Nützlichkeit der Kage im Kampfe gegen die gefräßigen Rager, beklagte indes ihre Neigung zu Vogelraub, und ein anderer gar meinte, bei all ihrer vielerlei Anmut sei die Kage doch hinterhältig, launisch und niemals wie der Hund aufopfernder Treue fähig.

„Hören Sie auch meine Geschichte“, warf da der Hausherr ein, „eine kleine Geschichte von Katentreue. Das Wort mag Ihnen verwunderlich klingen, ist doch so viel schon und so viel Unrichtiges von Falschheit der Kage gesprochen und geschrieben worden. Eine gutgehaltene Kage wird niemals hinterlistig und boshaft sein. Sie ist naturgemäß wohl ein Feind auch der Vögel; der Trieb nach Beute steckt ihr im Blut, und die Unterschiede zwischen schädlichen Ragern und gesiederten Freunden, die wir eingeführt haben und auch von ihr verlangen, kann sie nicht aus sich begreifen. Da muß unsere Erziehung nachhelfen, und ich gestehe gern, daß ich recht nachdrücklich strafte, wenn ich meine Kagen beim Vogelraub ertappte.“

Doch nicht hiervon wollte ich reden, sondern von einem anderen Ereignis, das entscheidend genug ist, mich für alle Zeit zum gewogenen Anwalt der Katentreue zu machen. Denn wir alle, meine Familie und ich, danken unser Leben der Aufmerksamkeit und, ich darf wohl sagen, auch der Treue einer Hauskage. Gewiß kann uns die Kage nicht vor Angriff schützen wie ein Harter, auf den Mann abgerichteter Masshund, aber es gibt Zufälle, die auch sie zur Retterin ihres Herrn machen durch jenen Instinkt des Tieres, der Gefahr wittert, wenn der Mensch sich ahnungslos geborgen glaubt.

Es war zu Herbstbeginn, wir hatten zum erstenmal die Dien eingeeht, da ein Regentag unverhofft frühe Kälte brachte. Die Arbeit hielt mich lange am Schreibtisch fest, meine Frau hal

mir beim Vergleichen der Bücher, so waren wir rechtlichen müde, als wir uns endlich zu Bett begaben, und schliefen bald in einem tiefen Schlaf. Ein Schlaf, aus dem es vielleicht kein Erwachen mehr gegeben hätte, wäre nicht Mohr gewesen, der schwarze Kater, der, zu kühlen Tagen gewohnt am Fußende meines Bettes zu liegen, plötzlich mit heftigem Zittern an der Decke, mit allen Anzeichen von Furcht und Erregung mich weckte. Unwirsch fuhr ich ihn an, drehte mich zur anderen Seite, doch das Tier gab nicht Ruhe. Vergeblich scheuchte ich ihn aus dem Bett, schon spürte ich wieder das Trippeln der weichen Pfoten, und da ich mit zornigem Ärger mich emporrichtete, fühlte ich mich sonderbar benommen, ich hätte liegen und schlafen mögen wie die Frau an meiner Seite. Doch die heftige Bewegung verursachte mir etwas von plötzlicher Übelkeit, und jetzt erst spürte ich, daß die Luft eigentümlich dumpf und stickig im Zimmer stand.

Nur mit Mühe holte ich Atem, indes die Kasse ganz fremd, fast flehend zu mir aufsaß, wie ein Mensch, der etwas sagen will und nicht das Wort zur Verständigung findet. Unvermittelt fühlte ich Bedürfnis, das Fenster aufzureißen, die Nachtlust in die Lungen einzuziehen; das Zimmer schwanke um mich, wie ein Schwindel hatte es mich gepackt. Regenwind sprang durch die klaffenden Scheiben, ich atmete tief, spürte die Tropfen auf mein Gesicht wehen, und dennoch tat die Frische mir wohl. Ein paar Minuten stand ich so, während die Finsternis den Raum durchfällte, dann hörte ich hinter mir ein Geräusch vom Erwachen meiner Frau. Ich wandte mich um, sie wollte sprechen, suchte nach Worten, lakkte wie trunken. Da erst zündete ich Licht an, ohne in meiner Verwirrung das Fenster zu schließen. Und noch dauerte es eine Weile, bis meine Frau zu klarer Besinnung zurückkam und meine Schilderung begriff. Nun war ihr erster Sprung zur Wiege unseres Kindes, es lag in den Kissen mit seltsam verzerrtem Gesicht. Eine neue, unerwartete Angst: Es leuchtete, röchelte wie ein Schwerkranker. Und immer zwischen mir und der Frau strich die Kasse furchtsam blickend, ruhelos einher.

Ohne sie wäre es, als wir endlich die Ursache des nächtlichen Auftritts erkannten, für uns alle wohl zu spät gewesen. Giftige Kohlen gas strömten aus dem schadhaften Ofen; fast betäubt waren wir schon, wehrlos hätte uns der letzte Kampf überrumpelt. Nur der Kasse danken wir, daß das schlimme Abenteuer keinem von uns mehr anhaben konnte als den Schrecken einer unverhofft padenden Gefahr.

Der wadere Kater Mohr hat freilich sein Rettungswort nicht lange überlebt. Einen Winter lang war er unser Heiß, im beginnenden Frühling trieb es ihn hinaus, er blieb verschollen, und Tage später fanden wir ihn tot, vergiftet in einem Nachbargarten. Aber Sie werden verstehen, daß ich seitdem mit allen Kagen Freundschaft halte und die Liebe, die ich die eine nicht mehr entgelten lassen kann, gern auf ihre Artgenossen übertrage.

Als der Hausherr schwieg, hatte keiner mehr etwas hinzuzufügen. Später, da wir uns verabschiedeten, begleitete uns die kleine, geschmeidige, zierlich geprenkelte Tigerkasse über die Treppe und durch den Garten. Am Tor blieb ich noch einmal stehen, streichelte das weiche Fell, und seltsam schillernd, fast mit einer Gebärde wie Lächeln, traf mich der Blick fremden, tiefverborgenen Wesens.

Die Venus von Milo.

Von Curt Seibert.

Der alte General Malmgren, der bei Stockholm eine nette Villa bewohnte, pflegte in Gesellschaft gern diese Geschichte zu erzählen, auf deren Pointe er leider niemals eine Antwort erhalten konnte.

Milo, meine Damen und Herrn, die Geschichte ist höchst amüsant, aber sie ist deshalb doch passiert. Ganz hinten in einem kleinen Dörfchen in Schweden, wo sich die Eisbären bereits Guten Tag sagen, lebte ein Lehrer namens Solmsen, ein gebildeter Mann, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, den Kindern in der Schule etwas beizubringen. Eines Tages wollte er ihnen etwas von den Schönheiten der griechischen und römischen Kunst erzählen und fragt, ob einer der Jungen mal was von der Venus von Milo gehört habe. Eifriges Schweigen.

Na, meinte Solmsen zu Uve Kjörg, dem Sohn eines Großbauern. Du wirst doch schon mal was davon gehört haben, weißt Du, von jener berühmten Statue, der leider beide Arme abgebrochen worden sind.

Uve guckt den Lehrer an, guckt die Klasse an und fängt dann fürchterlich an zu weinen, er habe die Arme nicht abgebrochen. Das könnte höchstens Sven Pettersen getan haben, der immer solche Dummheiten im Kopfe habe. Nun, Sven Pettersen hat die Venus auch nicht kaputt gemacht, aber der Lehrer erzählte den Eltern Uves, als er sie mal traf, doch von dem Vorfall, berichtete lachend, daß der dumme

Junge geglaubt habe, man verdächtige ihn, der griechischen Göttin die Arme abgeschlagen zu haben. Der alte Kjörg guckte seine Frau an, guckte den Lehrer an und meinte schließlich:

Da können sie auch ganz beruhigt sein, Herr Lehrer, unser Junge hat es bestimmt nicht getan.

Solmsen, etwas bedrückt durch diese Unwissenheit, beschloß, dem Schultat zu berichten, wenn dieser einmal zur Revision kommen sollte. Schultat Paulsen war ein behäbiger Mann, vor dessen Revisionen sich kein Lehrer fürchtete, am allerwenigsten Solmsen. Und so saßen die beiden bald im Wirtshaus bei einem Grog, und der Lehrer klagte sein Leid.

Ist es nicht eine Schande, daß im ganzen Dorf noch niemals jemand etwas von der Venus von Milo gehört hat? Und daß alle Welt mir beteuert, aus dem Dorfe könne es keiner gewesen sein, der ihr die Arme abgeschlagen habe?

Ja, das sei arg, meinte der Schultat Paulsen, aber der Herr Lehrer möge sich keine Sorgen machen. Er, der Herr Schultat, werde eine Eingabe an das Unterrichtsministerium machen und bitten, man möge Solmsen eine neue Venus schiden. Mit Armen natürlich, und aus Bronze, damit sie keiner mehr abschlagen könne.

Was das Unterrichtsministerium auf diese Eingabe antwortet hat, schloß der alte General seine Erzählung, „weiß ich nicht, aber wissen möchte ich doch gern: wer hat nun eigentlich der Venus die Arme abgeschlagen?“

Doch auf diese Frage hat er, wie gesagt, niemals eine Antwort erhalten.

Fahrordnung für Frauen.

Herz und Wagen einer hübschen Frau
Parken leider meist an falschen Plätzen;
Denn die Frau nimmt es ja nie genau
Mit den klar umrissenen Geleisen;
Oft läßt sie das Herz im dritten Gang
Willenlos in einen Unfall gleiten,
Später wundert sie sich jahrelang
Über so viel Unvorsichtigkeiten.

Lasse nie dich blenden durch den Mann,
Kommt er dir mit hellem Licht entgegen.
Schau ihn dir erst abgeblendet an
Und fahr langsam auf der Liebe Wegen.
Folge niemals einem Mann so dicht,
Daß, — sofern er plötzlich stoppen sollte, —
Dir dein schönes Schutzblech tracht und bricht,
Was er einzig ja bezwecken wollte.

Niemals aber sollst du mit dem Herz
Ohne Dämpfer für die Stöße fahren,
Denn du wirst dir manchen herben Schmerz
Und auch mancherlei Erschütterung sparen.
Überstieh die Fahrbahn stets genau,
Sorge stets für gute Wagenpflege,
Und beachte jede andre Frau,
Daß sie dir nicht vorsährt auf dem Wege.

Siehst du an des Mannes Herz ein Schild
Mit der Aufschrift: „Parken ist verboten!“,
Hab Geduld und werde nicht gleich wild;
Überlegung ist auch hier geboten.
Dann bedenke, daß bei jedem Mann, —
Ohne, daß er lieb- und pflichtvergessen, —
Eine Zeit, in der man parken kann,
Leider immer nur sehr kurz bemessen!

Achte aber scharf und allerwärts, —
Du ersparst auch deinem Mann viel Leiden, —
Auf die kleinen Wagen schnellen Flirts,
Die urplötzlich seine Fahrbahn schneiden.
Stell den Motor stets auf leeren Lauf,
Wenn er abends dich einmal allein läßt;
Spar das Gas bis zu der Heimkehr auf, . . .
Du wirst merken, daß er bald es sein läßt!

Brauche deine Hupe, wenn es not,
Denn kein andrer gibt für dich das Zeichen.
Achte aber auf das Hauptgebot:
Den Gefahren zeitlich auszuweichen!
Hast du schließlich, nach verlorren Glück,
Das Signal zum Wenden erst gegeben,
Fahre weiter, lehre nicht zurück,
Und behalt den Führerschein im Leben!

P u d.